

Giekenener Familienblätter

Unterhaltungsblatt zum Giekenener Anzeiger (General-Anzeiger).



Zurück zur Scholle.

Roman von Ewald Gerhard Seeliger.

(Nachdruck verboten.)

I.

Frau Knorred brachte die Kaffeekanne, goß die vier Tassen voll und schob den kleinen Streuselkuchenberg in die Mitte des Frühstückstisches. Denn es war der vierte Tag nach Weihnachten. Im Ofen prasselte das Feuer. Draußen lag eine dünne, hartgefrorene Schneedecke. Der Christbaum stand noch zwischen den Fenstern, durch die man den weiten, leeren Gutshof und das ganze Dorf Briklawe übersehen konnte.

August Knorred, der Inspektor, hatte noch immer das alte, sorgenschwere Gesicht aufgesteckt und aß schweigend. Seine Frau streifte ihn zuweilen mit einem scheuen Blick, hütete sich aber, zu seufzen; denn dann konnte er wild werden. Hedwig hatte keinen rechten Appetit, schob bald die Tasse zurück und schaute gelangweilt zum Fenster hinaus. Nur Thomas Hauschild, der Wirtschaftsassistent, legte Ehre ein und stopfte zu Frau Knorreds Zufriedenheit mit ungewöhnlicher Ausdauer die süßen Streifen in sich hinein. Als er sich zum drittenmal die Tasse füllen ließ, erhob sich August Knorred, nahm Müze und Stock und ging mit leichtem Nicken hinaus. Sie sahen ihm schweigend nach, wie er langsam und mit gefenktem Haupt über den Hof schritt und hinter den Kuhställen verschwand.

Jetzt stieß Frau Knorred einen langen Seufzer aus.

„Wie lange das noch dauern wird!“ sprach Hedwig unwillig und warf den schmalen, von flachsblonden Flechten gekrönten Kopf in den Nacken. „Es ist zum Auswachsen hier!“

„Ich halt's aus!“ brummte Thomas Hauschild zufrieden und bat um neue Füllung.

„Ach Sie!“ rief Hedwig wegwerfend.

„Hedwig!“ mahnte die Mutter.

„Lassen Sie nur, Frau Knorred!“ lachte der Wirtschaftsgehilfe, und zeigte seine weißen, gesunden Zähne. „In sechs Wochen haben wir unsern Fastnachtsball in Burotschin.“

„Keinen Tanz geb ich Ihnen!“ rief Hedwig und wurde trotzdem rot.

„Abwarten!“ erwiderte Thomas Hauschild ungläubig, stand auf, stellte sich vor den Spiegel und zwirbelte herausfordernd seinen braunen Schmirrbart. Er war ein gutgewachsener, hübscher Junge von zweiundzwanzig Jahren, und wenn er mit schiefer Müze und blanken Schaftstiefeln durchs Dorf schritt, fischerten die Mägde hinter ihm drein. „Vierter Feiertag!“ sagte er und unterdrückte mühsam ein Gähnen.

„Sie würden's auch aushalten, wenn's ein ganzes Jahr Feiertage gäbe!“ erwiderte Hedwig gereizt.

„Das will ich nicht schlankweg behaupten,“ lachte er und nahm die Müze vom Stuhl. „Aber ausprobieren möcht ich's mal!“

Hedwig hatte schon wieder eine spize Antwort auf den Lippen, doch die Mutter legte sich ins Mittel.

„Bemühen Sie sich nicht, Frau Knorred!“ begütigte sie Thomas Hauschild. „Ich bin nicht verwöhnt. Was sich liebt, das neckt sich!“

Und draußen war er. Die Hände in den Hosentaschen schritt er pfeifend über den kirchenstillen Hof ins Dorf hinunter.

„Du behandelst ihn schlecht!“ mahnte die Mutter.

„Er verdient's nicht besser,“ erwiderte Hedwig und trat zum Spiegel.

„Willst du denn auf einen Prinzen warten?“ sprach die Mutter sanft und faltete die Hände auf der Schürze.

„Du bist doch keine sechzehn mehr! Mit einundzwanzig muß man damit im reinen sein. Was hast du eigentlich gegen ihn?“

„Ich finde ihn unausstehlich!“ rief Hedwig wütend.

„Das ist eine von deinen Redensarten,“ entgegnete die Mutter, die viel hartnäckiger war, als sie aussah. „Er ist nur schon bald zwei Jahre hier. Wenn du ihm nur einen Schritt entgegenkommen würdest!“

„Ich mag aber nicht!“ erwiderte Hedwig und stampfte mit dem Fuße auf.

„Er ist wirklich ein anständiger Mensch und erbt einmal das Gut. Vater kennt es genau, er war mal in der Nähe angestellt. Dreiundsechzig Morgen sind's. Und im Schweidnischen auf der andern Oberseite ist der Boden noch einmal so gut. Ein schönes Stück Geld kriegt er auch mal in die Hand. Und wenn er jetzt auch ein bißel wild ist, das gibt sich alles in der Ehe. Glaub mir's, dein Vater war nicht viel anders. Willst du denn eine alte Jungfer werden?“

„Ich will überhaupt nicht heiraten!“

„Denk doch nur ein bißel weiter. Jetzt bist du noch die Tochter vom Briklawer Gutsinspektor. Wenn aber Vater seine Stellung verliert?“

„Oho!“ begehrte Hedwig auf. „Das gibt's nicht. Fünf- undzwanzig Jahre auf einem Gute, ich denke, das genügt.“

„Trotzdem kann uns der neue Herr sofort den Stuhl vor die Tür setzen!“ wies die Mutter sie zurück. „Vater ist doch nur ein Privatbeamter. Und die neuen Herren —“

„Erst muß er doch mal da sein!“ warf Hedwig ein.

„Und wenn er nicht kommt, wer weiß, wer dann das Majorat übernimmt. Dann wird Vater gefündigt, und wir müssen ausziehen. Und wenn wir erst in Burotschin auf der Mietwohnung sitzen, dann bist du nur Fräulein Knorred und kannst in Stellung gehen. Denn wir haben nichts, Hugo, der arme Junge braucht auch so viel zu seinem Studieren. Und Vater hat es nie verstanden, etwas auf die Seite zu bringen. Alle lassen sich Provision geben, bloß er nicht. Er hätte in den Jahren längst ein reicher Mann sein können. Aber so?“

„Ich erwarte von meinem Vater auch nichts anderes!“ sprach Hedwig stolz und sah die Mutter fest an.

„Ach ja!“ seufzte die. „Du bist deines Vaters Tochter!“
„Und warum muß Hugo durchaus studieren?“ begehrt Hedwig auf.

„Das verstehst du nicht!“ rief die Mutter heftig, denn das war ihre empfindliche Stelle.

In diesem Augenblicke schlug Waldmann an, der unter dem Christbaum lag, und der alte Briefträger öffnete die Tür.

„Ein Telegramm!“ sagte er und legte es auf den Tisch. „Von Hugo!“ stieß Frau Knorred heraus und sank leichenblaß aufs Sofa zurück. Hedwig las die Adresse.

„Inspektor Brißlawe. Das ist für Vater!“
Und schon sprang sie hinaus und über den Hof, um es ihm zu bringen.

„Wissen Sie nicht, was drin steht?“ fragte Frau Knorred aufatmend.

„Keine Ahnung!“ antwortete der Briefträger und ließ sich den Kaffee schmecken. „Von Herrn Hugo ist es nicht. Der telegraphiert doch nicht an den Herrn Inspektor. Er wird schon wissen, warum. Haben Sie was mitzugeben, Frau Knorred?“

„Ich hab ihm ja erst zu Weihnachten zweihundert Mark geschickt.“

„Also morgen!“ nickte der alte Postbote, bedankte sich und ging ins Dorf.

Hedwig aber suchte den Vater. Der stand hinter den leeren Stallungen mitten auf dem festgefrorenen Düngerhaufen. Das war das einzige, was die Räuber dagelassen hatten. Da bog Hedwig um die Ecke.

„Ein Telegramm!“ rief sie laut und schwang das Papier.

August Knorred brauchte erst gar nicht vom Düngerhaufen herunterzulettern. Schon war sie bei ihm. Er klemmte den Inspektorstock, der einen kleinen Spatel am Ende hatte, zwischen die Knie und riß mit einem Griff die Depesche auf.

„Er kommt!“ stieß er heraus. „Schon heut mittag um zwölf. Der Wiegelt muß den Schlitten geben. Thomas soll ihn holen.“

„Der ist längst bei ihm,“ erwiderte sie und sprang mit einem Satz vom Haufen herunter, der wie ein kleines Schneegebirge vor der langen Reihe der Stalltüren lag. „Mädel, fall nicht!“ warnte der Vater und half sich mit dem Stock vorsichtig herunter. „Es ist hier glatt.“

„Wenn's nur hält!“ lachte sie und blieb bis an die Ecke neben ihm.

„Sag Mutter Bescheid!“ befahl er und gab ihr das offene Telegramm. „Ich geh selber zum Wiegelt.“

„Ich möcht mitfahren!“ bat sie, beinahe schüchtern, und schlug unwillkürlich die Augen nieder. „Ich bin so neugierig, wie er aussieht.“

„Wie wird er aussehen?“ fragte August Knorred und steckte zum erstenmal sein sorgenvolles Gesicht weg. „Wie die Herren von Winkelberg schon seit zweihundert Jahren ausgehsehen haben!“

„Aber er war doch so lange weg!“

„Dreizehn Jahre! Was ist das für einen Mann?“

„Aber doch in Amerika!“

„Da wird auch bloß mit Wasser gekocht.“

„Darf ich mit?“ schmeichelte sie dem Alten um den grauen Bart.

„Meinethalben!“ Inurrte er gutmütig. „Mach dich zu recht. In einer halben Stunde komm ich vorgefahren.“

Da stob sie eilig davon, daß ihr die Rocksäume um die schlanken Fesseln flatterten. Der Vater schaute ihr mit großem Wohlgefallen nach. Das hatte er verkehrt gebeichelt: Hugo hätte das Mädchen und Hedwig der Junge sein müssen. Und doch war's kein Fehler. Ein herzhaftes Mädel war allemal mehr wert als ein herzhafter Junge!

Dann ging August Knorred durch das Hofstor und über den weiten Dorfplatz auf die rote Laterne zu, auf die ein schäumendes Bierglas und mit weißen Buchstaben: Franz Wiegelt gemalt waren. Lange Schritte machte er, und fest trat er auf. Seine Gestalt war breit und wuchtig. Und wenn er den scharfen Stock niederhieb, dann wußte der Boden vor ihm dahinschritt.

In der Wirtsstube fand er Thomas Hauschild hinter den Karten hocken. Franz Wiegelt saß bei ihm und ließ sich schmerzlos die Groschen abknöpfen.

„Wiegelt!“ sagte August Knorred und trat an den Tisch. „Ich brauche euern Schlitten.“

„Meine Fuhrer machen?“ gab Franz Wiegelt behäbig zurück. „Nach Zdurotzschin?“

„Nach Luszelau,“ antwortete der Inspektor und setzte sich. „Der Herr Baron kommt.“

Franz Wiegelt blieb vor Verwunderung der Mund offen stehen. Aber er machte trotzdem keine üble Figur. Sechs Jahre hatte er bei den Husaren gedient, war, ohne es je erwartet zu haben, durch den Tod eines Onkels in den Besitz des größten und besten Bauerngutes von Brißlawe gelangt, hatte, da er ein unternehmender Mann war, das danebenliegende Kretscham gekauft, und betrieb, weil er es einmal in der Jugend gelernt hatte, nebenbei den Viehhandel und die Fleischerei. Seine Dauernurst war weit über Sulitsch und Krotoschin hinaus bekannt. Außerdem war er Gemeindevorsteher.

„Er kommt also doch!“ sagte er, nachdem er sich erholt hatte. „Ich hätt's nicht geglaubt. Wird schon nicht lange bleiben. Das Gut ist nicht zu halten.“

„Abwarten!“ erwiderte der Inspektor ernst und ließ sich ein Glas Bier geben.

„Ihnen hätt ich die Fuhrer umsonst gegeben,“ meinte Franz Wiegelt, „für den Baron kostet sie zwei Taler.“

„Das ist nicht recht!“ versetzte August Knorred ärgerlich. „Ihr solltet Euch freuen, daß die Tiere bewegt werden!“

„Tu ich auch!“ lachte der Wirt. „Aber der Baron —“

„Was habt Ihr gegen den Herrn Baron?“

„Weil er Baron ist!“ rief der stiernackige Wirt und stemmte beide Fäuste auf den Tisch. „Warum bin ich nicht Baron?“

Thomas Hauschild lachte hell auf.

„Ihr wärt mir der rechte Baron!“ sagte August Knorred verächtlich und wischte sich den Schaum aus dem Barte.

„Spannt lieber an!“

Franz Wiegelt ging hinaus und rechnete. Das war seine Lieblingsbeschäftigung. Nur bei Thomas Hauschild kam er niemals auf die Kosten. Der rückte jetzt näher heran.

„Wollen Sie mit?“ fragte ihn August Knorred, der seine Hintergedanken hatte.

„Wenn's nicht sein muß?“

„Muß nicht sein!“ erwiderte der Inspektor kurz, fast barsch. „Aber in Ihrem Interesse. Wenn so ein neuer Herr kommt —“

„Ich bleib ja doch nicht hier!“ sprach Thomas Hauschild hochmütig.

„Das würd mir leid tun!“ sagte August Knorred ehrlich.

„Sie wissen ja ganz genau, was mich hier hält. Aber wenn man so wenig Entgegenkommen findet, dann verliert man allmählich die Lust. Ihre Frau ist ja auf meiner Seite, aber es hilft nichts. Wenn Sie mal ein Wort für mich einlegen wollten!“

„Ich werde mich hüten!“ rief August Knorred mit Ueberzeugung. „Das ist Ihre Sache! Wenn Sie mit ihr ins reine kommen, soll's mich freuen. Und wenn nicht, dann werd ich mich auch nicht ärgern.“

Thomas Hauschild ließ traurig den Kopf hängen. Die Gedanken liefen ihm durcheinander wie die Hasen bei der Treibjagd. Endlich erwachte er einen bei den Löffeln.

„Wiegelt sagt, der Baron sitzt bis an den Hals drin. Er hat's in Sulitsch auf dem Markt gehört. Der Bartenstein und der Levisohn sollen ihn ganz in der Hand haben.“

„Quatsch!“ rief Knorred unwillig und griff zur Mühe, denn draußen läuteten schon die Schlittenschellen.

Als Thomas Hauschild den achten Groschen gewonnen hatte, fauste der Schlitten das Dorf hinunter. Hedwig kutscherte auf dem Bock, neben ihr saß der Vater. Da warf Thomas Hauschild mit einem ärgerlichen Fluch die Karten hin, bezahlte sein Bier und ging hinaus. Ein paar Minuten später war sein Unmut schon verflogen. Da stand er bei Pelagia Dubin am Pfarngutsgarten und schäkerte mit ihr über den niedrigen Zaun hinweg. Unterdessen zogen die beiden Rappen das leichte Gefährt pfeilschnell über die glattgefrorene Straße. Die beiden Tiere waren jung und hatten Feuer. Doch Hedwig zügelte sie kräftig. Als sie an den kleinen Berg vor Podraschke kamen, liefen sie schon ganz von selbst langsamer.

(Fortsetzung folgt.)

Fred W. Taylor †.

Der Begründer der „wissenschaftlichen Betriebsführung“.

Aus Amerika kommt die Nachricht, daß Fred W. Taylor, der Erfinder des sogenannten „Taylor-Systems“, gestorben ist. Er selbst hatte seinem Systeme das Kennwort „Scientific Management“ gegeben, ein Ausdruck, den man etwa als „wissenschaftliche Betriebsführung“ verdeutschen kann. Der Kern dieses Systems besteht darin, daß Taylor auf das bisher fast ganz vernachlässigte Studium der menschlichen Arbeitsleistung, soweit sie bei dem im Dienste der Technik tätigen Arbeiter in Frage kommt, zum ersten Male die Methoden streng wissenschaftlicher Beobachtung anwandte. Seit Leitgedanke war bei ihm der Arbeiter selbst und die von ihm betriebene Arbeitstätigkeit bis zum kleinsten Bruchteile dieser Arbeit zum Objekte strengster wissenschaftlicher Untersuchung zu machen. Was bis dahin in dieser Hinsicht geschehen war, darf als völlig unzulänglich bezeichnet werden. Taylor, der übrigens auch als Erfinder des Schnelldrehstahles sich bekannt gemacht hat, schlug nun einen völlig eigenen Weg ein. Als ersten Gegenstand seiner Untersuchung wählte er sich einen kräftigen Arbeiter, der bei der bekannten Stahlgesellschaft in Bethlehem Hoheisenbarren zu verladen hatte. Der Mann verlor, bevor Taylor seine Versuche mit ihm begann, etwa 12½ Tons Eisen am Tag, eine Leistung, die etwa dem Durchschnitt der Tagesarbeit der dort beschäftigten Männer entsprach. Taylor begann nun — wir folgen hierbei im wesentlichen der sehr klaren Darstellung seiner Versuche, die Ingenieur Fritz Köll vor einiger Zeit in den „Naturwissenschaften“ veröffentlicht hat — den Arbeitsvorgang von dem Augenblicke an, in dem der Arbeiter sich niederbeugte, um den Barren zu erfassen, bis zu jenem, in dem das Eisenstück seinen Platz im Wagen gefunden hatte und der Arbeiter zu seiner Anfangsstellung zurückgekehrt war, mit Hilfe der Stoppuhr oder Stechuhr in seine Zeit- und Bewegungselemente zu zerlegen. So gewann er die „Zeitstudie“, die die Grundlage für die weitere Untersuchung abgab. Die Elemente dieser Zeitstudie wurden nun auf ihren Wirkungsgrad einzeln geprüft, d. h. es wurde jetzt jeder überflüssigen Bewegung und jeder Kraftvergeudung, mochte sie noch so klein und unmerklich erscheinen, nachgehakt, und auf Grund dieser Beobachtungen wurde nunmehr eine Formel für die höchstmögliche Arbeitsleistung gefunden. In derselben sinngemäßen Weise wie Bewegung und Kraftaufwand wurden die Ruhepausen verteilt, um eine Erschlaffung des Arbeitenden zu vermeiden.

Hatte Taylor auf diese Weise eine genaue Feststellung der tatsächlichen sowie der ideal möglichen Arbeitsleistung gewonnen, so begann jetzt erst der schwerste Teil seiner Arbeit: den Arbeiter dazu anzuleiten, daß er seinen Arbeitsvorgang nach dem vorgedachten rationalen Arbeitsplane durchzuführen lerne. Die mangelnde Einsicht des Arbeiters, die natürliche Neigung zur Beharrung auf überlieferter Arbeitsweise und manche andere ernste Schwierigkeiten stellte sich bei diesem Versuche Taylor entgegen, und er mußte natürlich unter dem Arbeitsmaterial eine Auslese vornehmen. Es gelang ihm aber schließlich doch eine größere Anzahl Arbeiter in der gewünschten Weise auszubilden, und der Erfolg, der hierbei erreicht wurde, lohnte allerdings die aufgewandte Mühe reichlich. Dieselben Arbeiter, deren Höchstleistung bisher etwa 12½ Tons am Tage war, verließen nunmehr in derselben Arbeitszeit ca. 47 Tons, ohne daß eine größere Ermüdung als früher festgestellt werden konnte. Damit erhöhte sich ihr Arbeitslohn von M. 4.60 auf M. 7.60, also um etwa 60 v. D. — und dieser gewaltige Fortschritt war allein dadurch erreicht worden, daß ein bisher nutzlos verpuffter Kraftaufwand in produktive Kraftausnützung übergeleitet worden war. Als weitere Beispiele des Taylor'schen Verfahrens mögen einige Ergebnisse angeführt sein, die ein Schüler Taylors: Gilbreth, erzielt hat. Gilbreth wandte das Verfahren auf die Tätigkeit des Mauers an und es zeigte sich, daß auch bei diesem uralten überlieferten Handwerk eine solcher ungläubliche Vergeudung menschlicher Arbeitskraft getrieben wird. Nachdem die Mauer umgeleert hatten, konnten sie statt, wie zuvor, 120 Steine in der Stunde etwa das dreifache Arbeitspensum leisten. Auf der englisch-japanischen Ausstellung in London leitete Gilbreth eine kleine Japanerin, die im Zeitraum von 40 Sekunden 24 Streichholzschachteln mit Firmenschildern besetzte, durch die Anwendung der Taylor'schen Methode so weit an, daß sie für die Besetzung dieser 24 Schachteln nur noch 20 Sekunden, also die Hälfte der bisher benötigten Zeit, gebrauchte und damit ihre Arbeitskraft verdoppelte.

Taylor ist nun nicht bei der verhältnismäßig einfachen Methode stehen geblieben, die im obigen kurz beschrieben worden ist. Die Stoppuhr genügte nur bei jenen größeren Arbeiten, bei denen, wie beim Mauern oder beim Verladen, die einzelnen Bewegungs- und Arbeitselemente noch mit Hilfe der menschlichen Sinne voneinander getrennt werden können. Dagegen hat er zur wissenschaftlichen Untersuchung jener Arbeiten, bei denen die Bewegungsfolge eine raschere ist, die einzelnen Bewegungen schneller ineinander übergehen und der erforderliche Kraftaufwand nicht mehr mit Hilfe der Wage bestimmbar ist, neue, sehr sinnreiche, zum Teil freilich auch recht komplizierte Meßwerkzeuge konstruiert, die eigens dem jeweiligen Arbeitsvorgange genau angepaßt sind. Solche Werkzeuge hat er z. B. für die Untersuchung der Arbeitsleistung

beim Besetzen eines Eisenstückes erfunden, während bei solchen Arbeiten, bei denen, wie z. B. beim Drehen von Zigaretten, der Kraftaufwand hinter der manuellen Fertigkeit zurücktritt, die kinematographische Methode mit Vorteil herangezogen wurde. Diese Anwendungen werden genügen, um eine Vorstellung davon zu vermitteln, wie bahnbrechend Taylors Leistung zu beurteilen ist. Er hat den Weg gewiesen, um die Uebertragung der Geschicklichkeit auf alle Tätigkeiten der Industrie in bewusster Weise durchzuführen. Schon ist in den Vereinigten Staaten eine Reihe großer und einflußreicher Unternehmungen nach dem Taylor'system organisiert und auch deutsche Großunternehmungen, wie z. B. die Kuergeellschaft in Berlin und die Optische Werkstätte von Carl Zeiss in Jena, haben die Einführung des Taylor'systems in ihren Betrieben vorbereitet.

Beliebte und unbeliebte Schulfächer.

Einen tiefen Einblick in die Seele der Schulkinder gewährt eine groß angelegte Untersuchung an über 2000 Schulkindern, die Dr. Georg Brandell ausgeführt hat, und deren Ergebnisse der Verlag von Johann Ambrosius Barth in Leipzig jetzt unter dem Titel „Das Interesse der Schulkinder an den Unterrichtsfächern“ als Beiheft der Zeitschrift für angewandte Psychologie und psychologische Sammelersforschung veröffentlicht. Die Arbeit, die für Lehrer und Psychologen berechnet ist, dürfte für die Eltern von Schulkindern nicht weniger anziehend sein. Die Untersuchung ist an schwedischen Schulkindern ausgeführt worden, doch hat der deutsche Herausgeber entsprechende Untersuchungen an deutschen Schulkindern mitherangezogen. Es waren den Schulkindern eine Reihe von Fragen über ihr Interesse an den einzelnen Unterrichtsfächern vorgelegt worden, und zu jeder Antwort sollte auch eine Begründung gegeben werden; die Allgemeinheit wird die Frage nach den beliebtesten und unbelibtesten Schulfächern wohl besonders anziehen. Vollständige Klarheit hierüber läßt sich nicht erzielen. Bei Knaben sind Geschichte und Rechnen sicherlich besonders beliebt, bei Mädchen Geschichte und Lesen; vielleicht beliebt sind bei den Knaben hierzu noch fremde Sprachen, Handarbeiten in Holz und Metall. Unbeliebt sind bei den Knaben Sprachlehre, Gesang und Schönschreiben, wozu als unsicheres Fach Lineargeometrie hinzukommt; bei den Mädchen: Sprachlehre (unischer: fremde Sprachen), Rechnen, Rechtschreiben, Gesang, Schönschreiben und Turnen. In den einzelnen Unterrichtsanstalten und natürlich auch je nach dem Alter der Kinder wechseln Beliebtheit und Unbeliebtheit der einzelnen Fächer. Zahlenmäßig gibt die folgende Aufstellung eine Uebersicht über durchschnittliche Beliebtheit und Unbeliebtheit der einzelnen Fächer; bei der Frage nach Beliebtheit einzelner Fächer entschieden sich unter den Knaben in Prozenten ausgedrückt, für fremde Sprachen 17,8 (unbeliebt war dieses Fach bei 1,1), Geschichte 17,4 (1,1), Handarbeit in Holz 15,6 (2,9), Naturkunde 13,1 (2,2), Lineargeometrie 11,8 (1,1), Rechnen 8,4 (3,3), Freihandzeichnen 8,1 (4,5), Lesen 6,6 (4,3), Turnen 5 (2,4), Handarbeit in Metall 4,8 (3,9), Geographie 4,7 (5), Buchführung 3,6 (0,9), Katechismus 2,7 (2,7), Biblische Geschichte 2,4 (3,3), Aufsatzschreiben 0,8 (5,7), Schönschreiben 1,6 (8,4), Rechtschreiben 1,4 (9), Sprachlehre 0,3 (16,4), Gesang 2,6 (16,8), Geometrie 0,7 (18,1). Für die Mädchen lautet die entsprechende Aufstellung: Handarbeit 25 (1,2), Geschichte 21,2 (1,1), Hauswirtschaftslehre 15,1 (3), fremde Sprachen 9,4 (0), Lesen 8,4 (1,8), Freihandzeichnen 9,2 (6,1), Rechnen 6,9 (5,5), Turnen 5,4 (4,7), Geographie 5,2 (5,1), Naturkunde 3,9 (4,1), Biblische Geschichte 2,1 (0,8), Buchführung 1,9 (2,0), Katechismus 1,7 (0,2), Aufsatzschreiben 2,1 (6,3), Schönschreiben 1,1 (8,5), Gesang 1,7 (15,6), Rechtschreiben 1,5 (15,6) und Sprachlehre 0,4 (22,1). Bei der Bewertung nach dem Nutzen, die übrigens in zunehmendem Alter immer mehr in den Vordergrund tritt, stellen Knaben wie Mädchen Rechnen, Schreiben und Lesen in dieser Reihenfolge an die Spitze. Was die Begründung angeht, die die Schulkinder für ihre Entscheidung angaben, so läßt sich feststellen, daß sie bei unbelibtesten Fächern häufiger weglassen, als bei beliebtesten und mit dieser Rücksicht — darum handelt es sich offenbar — gingen die Mädchen weiter als die Knaben. Die Begründungen für Beliebtheit oder Unbeliebtheit einzelner Fächer sind besonders lehrreiche. Das Lob, das der Lehrer spendet hatte, hatte 6 Mädchen veranlaßt, ein Fach als das beliebteste zu bezeichnen; keiner der Knaben hatte so etwas als Begründung angegeben. Religion lieben die Knaben der Kleinkinderschule am meisten, „weil ich ein guter Knabe werden will und dort (in der biblischen Geschichte) steht es, wie ich das werde.“ Andere Knaben begründen die Beliebtheit der biblischen Geschichte damit, daß es „interessant sei zu lesen, wie die Menschen vor unserer Zeit lebten“, oder daß es „nützlich sei, zu wissen, wie Gott von uns denkt“. Lesen ist den Mädchen der Kleinkinderschule unangenehm, weil sie Kopfschmerzen bekommen, wenn sie so lange ins Buch gucken, oder weil ihnen die Augen schmerzen, und ein Knabe gibt an: „Es ist langweilig, wenn dasselbe mehrmals besprochen wird.“ Aufsatzschreiben ist bei den Mädchen beliebter als bei den Knaben. Ein Mädchen liebt dieses Fach am meisten: „Da darf man Personen darstellen, wie man selbst will, und in verschiedenen Dingen seine eigene Meinung zum Ausdruck bringen.“ Sprachlehre lehnt ein Mädchen als unbelibtest ab, weil ich glaube, daß die wichtigsten Teile der Sprache auch ohne

Vernunft von Regeln richtig geschrieben und gesprochen werden", ja ein Knabe wünscht die Sprachlehre gar dahin, wo der Pfeffer wächst, zu welchem Urtheil seine Klassengefährten ihre Zustimmung äußern. Schön schreiben mag ein Knabe nicht, weil es langweilig ist, eine Stunde lang dasselbe Wort zu schreiben", und Geometrie, ein wunder Punkt so vieler sonst tüchtiger Schüler, wird von einem Knaben so beurteilt: „Geometrie ist für mich schwer faßlich und unbegreiflich, wenn ich auch noch so viel lese und büffle. Das geht niemals in meinen Kopf, wenn es mir auch hineingerichtet wird.“ Gesang ist für einige Mädchen das schönste, weil man „so froh wird, wenn man singt“, oder „weil es nett ist, der Mutter Lieder vorzusingen“. Wehlicher Ansicht sind einzelne Knaben, andere dagegen werden vom Singen heiser und es tut ihnen der Hals weh.

Die Eintreibungshelden.

Wir entnehmen der Ullr Kriegszeitung folgendes schwungvolle Gedicht Ludwig Fuld's:

Pest, Sintflut, Erdbeben, Hungersnot,
 Altmodische Stümper, ihr könnt euch verstecken;
 Mit neuestem Großbetrieb, ihr Schrecken,
 Arbeitet nun auch Gevatter Tod.
 Er schießt und senkt in allen Zonen,
 Eh' noch ein Sommer der Ernte genahet,
 Zu Hunderttausenden, zu Millionen
 Die junge blühende Menschenraut.
 Er zehlet ein Sterben und ein Verderben,
 Wie nimmer es noch die Erde geschaut,
 Seitdem der Himmel über ihr blaut,
 Trümmer und Scherben,
 Zerstampfte Hoffnung, zertretenes Glück,
 Jammer von Bräuten, Müttern und Greisen,
 Blutige Tränen von Witwen und Waisen
 Läßt er zurück.

Pest, Sintflut, Erdbeben, Hungersnot —
 Was euer aller vereinte Bedrängnis
 Mit all' ihren Schauern überbot,
 War das ein blindes Naturverhängnis,
 War es ein unabwendbares Schicksal
 Entzückter Elementargewalten?
 Oder an Wucht ihm nah' verwandt,
 War es das aufgeschickte Pflaster
 Unbegreifbarer Völkermassen,
 Ihre Sehnsucht nach Mord und Brand?
 O nein, die launischen Elemente,
 So heilig auch oft sie dem Menschen gegrollt,
 O nein, die Völker, was immer sie trennte,
 Haben dies Furchtbare nicht gewollt. —

Wer hat es gewollt? Wer hat es gesponnen,
 Das unermeßliche Leichentuch?
 Wer hat es mit kühler Berechnung erfunden?
 Wer trägt die Schuld? Wer trägt den Fluch?
 Den Fluch einer Welt, einer ganzen Zeit,
 Das glühende Brandmal der Ewigkeit?
 Ein halbes Duzend sterblicher Wesen,
 Mit Menschenantlitz begabt zum Schein,
 Mit Eitern von Eisen, mit Herzen von Stein,
 Vom Zufall zu flüchtiger Macht erlesen,
 Von klüglicher Ruhmsucht befallene Wichte,
 Schmaroher, heut von Dünkel gebläht
 Und morgen bereits hinweggeweht,
 Als Eintagsfliegen der Weltgeschichte!

Für vornehme Herren ein vornehmer Sport!
 Den Erdball verwüsten, sich selber schonen!
 Das halbe Duzend im sicheren Port, —
 Im Sturm, den es anblies, Millionen!
 Ein Stück, verschwenderisch in Szene gesetzt,
 Die Optiker geschickt aufeinander gehetzt;
 Auf offener Bühne zermalmt, zerrissen,
 Verjuckende Felder, verröthelnde Chöre,
 Und hinter den blutbespritzten Kulissen
 In blanker Gala die Regisseure.
 Ein halbes Duzend! Sie sitzen still
 Weltab in ihren bequemen Sesseln;
 Ihr Amt war, nur das Spiel zu entkesseln;
 Nun mag es dauern so lang es will.

Heraus aus Eurem Behag! Betrachtet
 Nicht länger nur fern den Horizont,
 Das zehrende Feuer, das ihr entfachtet;
 An die Front mit Euch! An die Front! An die Front!
 Hört Ihr? Die brodelnde Pötte ruft
 Nach Euch, den Teufeln, die Ihr sie schuft!
 Laßt Schlachtendonner und Wehgekreisch
 Das Ohr Euch betäuben, am Mark Euch saugen;
 Seht Euer Werk mit eigenen Augen,
 Spürt Euer Werk am eigenen Fleisch.

Blickt mit gerechtem Urheberstolz
 Den Klängen entgegen, die Ihr geschliffen;
 Erlaubt Euch daran, wenn Holz auf Holz
 Die Lust zerpalmet mit seiltamen Wiffen.
 Wie? Oder bangt Ihr, der eiserne Regen
 Nähm' ohne gezimmertes Wählen und Wägen
 Euch Unerseglie mit in den Kauf?
 Besürchtet, es träfen die plumpen Kanonen,
 Die Ihr geflütert mit Millionen,
 Aus Unbunt zum Nachtisch Euch selber auf?

Doch nein, Ihr habt recht; bleibt fern vom Schuß,
 Ihr seid nicht würdig so hoher Gnade;
 Für Eures Lebens und Wirkens Sackfuß
 Wär' eine brave Kugel zu schade.
 Ihr sollt nicht in der Tapferen Reihen
 Dinsinken, vom rühmlichen Tod ereilt,
 Nicht Euer Dpler Grab entweihen,
 Indem Ihr es teilt.
 Lebt! Lebt für Eure künftige Schande!
 Lebt, bis der sühnende Tag erscheint,
 An dem im eigenen Vaterlande
 Man Euch erkennt als den wahren Feind;
 Der Tag, an dem in gewaltigen Wogen
 Die Völker, deren vertrauende Kraft
 Ihr in die Irre geführt und betrogen,
 Erbittert Euch stehen zur Rechenschaft.
 Wenn dann kein flammendes Nachschwert
 Mit Eurem Blute das Pflaster röthet,
 Wenn nicht vor Scham Ihr Euch selber tödtet,
 Lebt weiter, gezeichnet, gemieden, enteert,
 Lebt, bis ein neues Heer von Verächtern
 Euch wächst aus ungeborenen Geschlechtern.
 Lebt, wenn Ihr könnt, bis zum jüngsten Tage,
 Bis unbestechlich die Weltenwage
 Mit ihren sinkenden, steigenden Schalen
 Die arme Menschheit insgesamt
 Freispricht vom Kreislauf ewiger Qualen
 Und Euch verdammt!! — — —

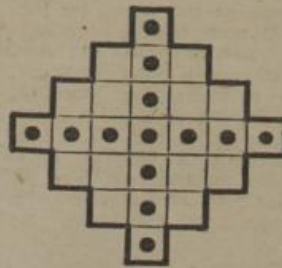
Vermischtes.

* Von der Perlenfischerei in Venezuela. Auch der Weltkrieg hat die friedliche und betriebsame Tätigkeit der Perlenfischer an der Küste von Venezuela nicht unterbrechen können. Diese Fischerei hat sich nach Angaben des französischen Konsuls in Caracas in jüngster Zeit sehr erheblich entwickelt. Nicht weniger als 700 Segelschiffe liegen ihr ob, die in der Umgegend der Insel Margarita das Netz nach den Perlenauflatern auszuwerfen pflegen. Jedes dieser Schiffe bringt in der Regel einen Ertrag von 6 bis 10 Saek Aultern von jeder Fahrt heim. An Land wird nun die Sondernung und Auslese der Beute vorgenommen. Man unterscheidet fünf verschiedene Sorten. Am höchsten stehen die Perlen „do Vista“, makellose, runde weiße Stücke. Es folgen die „radondens“, die kleiner, aber auch von tadelloser runder Form sind. „Descartes“ sind in der Form bereits unregelmäßig, aber doch noch recht hübsch; „Baroques“ zeigen bereits tausend groteske Formen und die allerfeinsten beinahe schon staubähnlichen Perlen werden schließlich als „Semences“ oder „Mostaallas“ bezeichnet. In den letzten 5 bis 6 Jahren sind aus Venezuela über 600 Millionen Perlen von diesen 5 verschiedenen Sorten nach Europa ausgeführt worden; Paris hat von dieser Einfuhr vier Fünftel aufgekauft.

Diamanträtsel.

In die Felder nebenstehender Figur sind die Buchstaben b b e o o o f h h h h l m n n o o p r r r r u u derart einzutragen, daß die wagerechten Reihen folgendes bedeuten:

1. Einen Buchstaben.
2. Sagenhaftes Wesen.
3. Ein Werkzeug.
4. Einen Vogel.
5. Nebenfluß der Donau.
6. Früheres Maß.
7. Einen Buchstaben.



Die senkrechte und wagerechte Mittelreihe ergeben das Gleiche, Auflösung in nächster Nummer.

Auflösung des Silberträfels in voriger Nummer:
 Unversität — Nollendorf — Vlotho — Euphrat — Regenschirm
 — Harmonium — Obio — Freibank — Freyinet;
 Unverhofft kommt oft.